

Langeweile als Sozialphänomen

Autor(en): **Röpke, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **36 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LANGeweile ALS SOZIALPHANOMEN

VON WILHELM ROPKE

Die Vortragsreihe über *Massengesellschaft* und *Demokratie*, die dankenswerterweise während des Sommersemesters dieses Jahres von der *Volkswirtschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung* veranstaltet worden ist und an der ich selber durch den Eröffnungsvortrag teilgenommen habe, hat unter anderem ein ernstes und schweres Problem deutlich werden lassen, das der Lösung harrt¹⁾. Sie hat nämlich wieder einmal gezeigt, daß das, was für die meisten von uns das eigentliche Thema unserer Zeit ist und sie in unseren Augen zu einer der schwersten Krisenperioden der Weltgeschichte macht, anderen durchaus nicht in diesem Lichte erscheint. Sind uns Massengesellschaft und die Technisierung unserer Welt, mit der sie vielfältig verbunden ist, Symptome und Quellen einer schweren Erkrankung der Gesellschaft und einer verhängnisvollen Änderung der geistig-moralischen Existenzbedingungen des einzelnen, und vertreten wir die Meinung, daß hier die eigentlichen Ursachen des Freiheit und Persönlichkeit bedrohenden Kollektivismus und Totalitarismus zu suchen sind, so kann man immer damit rechnen, daß einer auftritt, der diese Diagnose im Namen des Fortschritts und der Freiheit bestreitet.

Es wäre durchaus falsch, eine solche Meinung als eine «amerika-

¹⁾ Die erwähnte Vortragsreihe erscheint unter dem Titel «Masse und Demokratie» im Januar 1957 im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich und Stuttgart.

nische» der «europäischen» entgegenzusetzen. Zwar ist es unbestreitbar, daß die amerikanischen Denk- und Lebensformen in manchen Hinsichten die dem Kritiker der Massengesellschaft und der Technisierung bedenklich erscheinenden Dinge in besonderer Reinheit zeigen und daher den zur bedingungslosen Apologie entschlossenen Amerikaner leicht zum Optimismus und sozialen Rationalismus verführen. Aber erstens braucht man nur Namen wie W. Lippmann, Santayana oder Russell Kirk mitsamt seinem «Neo-Konservatismus» zu nennen, um begreiflich zu machen, wie stark gerade das Bedenkliche, ja Alarmierende jener Denk- und Lebensformen die Kritik der besten Amerikaner selber wachruft und moralisch-religiöse Reserven mobilisiert, die man manchen selbstzufriedenen Europäern wünschen möchte, und zum anderen fehlt es ja umgekehrt in Europa keineswegs an solchen, die sich gleich den Apologeten des Amerikanismus und dessen, was sie «amerikanische Freiheit» nennen, mit beneidenswertem Optimismus unserer Kritik der Massengesellschaft, der Technisierung und der Technolatrie verschließen.

Gottlob handelt es sich hier also nicht um einen Gegensatz zwischen «europäischer» und «amerikanischer» Mentalität. Es ist der Konflikt zweier Sozialphilosophien, die weder an Nationen und Kontinente noch an Gesellschaftsklassen gebunden sind, dafür aber in so tiefe Schichten hinabreichen, daß sie schließlich vom religiösen Grundwasser berührt werden und aufs neue das berühmte Wort des Kardinals Manning bewahrheiten, daß «all human differences are ultimately religious ones». Auf alle Fälle ist es klar, daß dem Konflikt nicht ein starker politischer Akzent fehlt. Er wird dann deutlich, wenn die ganze Kritik der Massengesellschaft als «reaktionär» abgetan wird, worin sich, wie so oft, Progressive und Kommunisten begegnen. Für das «Lexikon der deutschen Ostzone» (Leipzig 1955) ist «Masse» nichts anderes als «die Klasse der Werktätigen in ihrer Gesamtheit» und Ortega y Gasset ein «extrem reaktionärer und individualistischer Philosoph».

Auf den ersten Blick sieht es also so aus, als sei es schwer, Brücken der Verständigung oder auch nur der fruchtbaren Diskussion zu entdecken. Wenn man Menschen meiner Art als «Romantiker» bezeichnet, so ist damit so wenig gewonnen, wie wenn ich die anderen als vital oder soziologisch blinde Optimisten oder als Sozialrationalisten bezeichnen würde.

Wie kommen wir über diesen Stand des gegenseitigen Nichtverstehens hinaus? Gibt es eine Möglichkeit, den festen Grund objektiv anzuerkennender Argumente zugunsten von uns Kritikern zu gewinnen?

Ich glaube, daß diese Möglichkeit besteht, und weise zunächst darauf hin, daß es einen bestimmten Typus von Optimisten gibt,

von denen sich mit Fug sagen läßt, daß sie als Blinde von der Farbe sprechen. Als Menschen, die der Großstadt und der Industriewelt entsprossen, geht ihnen die Erfahrung von Menschen ab, die auf dem Lande geboren und aufgewachsen sind und mit der Muttermilch in sich eingesogen haben, was Dorfgemeinschaft und Naturnähe — kurz das Gegenteil einer «gemachten» Gesellschaft — bedeuten. Zwischen ihnen und uns, die das Glück dieser Erfahrung genossen haben, besteht eine Asymmetrie, die sie ärmer als wir an Kenntnis der Dinge macht, die hier zu vergleichen sind und uns einen wirklichen Maßstab liefern. Wir, die wir vom Lande kommen oder doch noch mit dem Landleben innig verbunden geblieben sind — was sich sicherlich von einem für westliche Nationen ungewöhnlich großen Prozentsatz der Schweizer sagen läßt —, wir, die dann das Leben selber zu Städtern gemacht hat, wir kennen beide Lebenskreise, während den anderen nur der städtisch-industrielle vertraut ist. Mehr noch: während es schwer sein wird, einen vom Lande stammenden Großstädter zu finden, der sich zum großstädtisch-industriellen Fortschrittsoptimismus und seiner Wurzellosigkeit als einem Ideal bekehrt hätte, ist die Zahl der in die Stadt und in die Industrielandschaft Geborenen Legion, welche sich über den dafür zu zahlenden Preis des Verlustes an Gemeinschaft und Naturnähe nicht im unklaren sind.

Es dürfte sich lohnen, über diesen unbestreitbaren Tatbestand ein wenig nachzudenken, um zu erkennen, auf welcher Seite sich die größere Blindheit und Erlebnisarmut finden. Aber leider gehört dazu auch ein anderer Tatbestand, der den Pessimismus der Kritiker der industriellen Massengesellschaft nur noch verstärken kann: je mehr der verstädterte Industriemensch zum vorherrschenden Typus wird, um so größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß Verstädterung, Vermassung und die Schaufelbagger der fortschreitenden Technisierung des Lebens und der Landschaft von Intellektuellen, die diesem selben Milieu entsprossen sind, mit ironisch-arroganter Behandlung der anderen, die es besser wissen, als Posten des Fortschritts und der Freiheit gebucht werden. Es ist also durchaus mit der tristen Möglichkeit zu rechnen, daß es immer schwerer wird, eine Stimme, wie sie aus diesen Zeilen spricht, überhaupt noch vernehmlich zu machen, aber gewiß nicht deshalb, weil es mit uns so erfreulich aufwärts ginge, sondern weil die Erkrankung so weit fortschreiten könnte, daß sogar die Maßstäbe des Gesunden verloren gehen, — ohne daß die Menschen sich deshalb glücklicher und gesunder fühlen würden. Wenn es in allen diesen Hinsichten in einem Lande wie der Schweiz im Durchschnitt noch immer besser steht, so hängt das gewiß damit zusammen, daß hier eben der Prozentsatz der auf dem Lande Aufgewachsenen oder doch mit ihm mehr

als bloß touristisch Verbundenen noch immer ungewöhnlich hoch ist²⁾).

Ohne daß die Menschen sich deshalb glücklicher und gesunder fühlen würden — so sagte ich soeben, und damit komme ich zum entscheidenden Punkt: unsere kritische Haltung zur Massengesellschaft und zur Technolatrie ist deshalb der unkritischen überlegen, weil diese zu unleugbaren Folgen negativer Art führen. Die unkritische Haltung enthüllt sich als unzulängliche Anthropologie, weil sie nicht fragt, wie es dem Menschen unter den gepriesenen Umständen geht, und weil sie nicht begreift, wo und wie ihn der Schuh drückt, trotz gekachelten Badezimmern, Asphaltstraßen und Fernsehapparaten. Die deutlichste Antwort geben darauf die Ärzte, diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans. «Nur absolut kurzsichtigen Fortschrittsaposteln ist es erlaubt, zu leugnen, daß unsere technische *Kunst-Welt* eine tödliche Bedrohung für den Menschen zu werden droht, daß diese Welt darangeht, die seelische und körperliche Konstitution des Menschen im Kern zu verändern, weil der Mensch wesentliche, unveräußerliche Elemente seiner Menschlichkeit an diese Welt abgegeben hat, um das autonom gewordene Funktionieren dieser Maschinenwelt im Gang zu halten, weil er die Technik und ihre Apparaturen personifiziert und sich selbst damit entpersönlicht», so lautet aus diesem Kreise eine besonders eindringliche Stimme³⁾. Herztod und «Managerkrankheit» — von der «angina temporis» zur «angina pectoris» — sind Worte, die das Feld genügend markieren, das hier abzuschreiten ist, wenn wir verstehen wollen, warum ehrliche Selbstbesinnung deshalb not tut, weil Massengesellschaft und industriell-städtische Zivilisation uns zu Lebensbedingungen zu verurteilen drohen, die einfach nicht länger

²⁾ Hierher gehört eine schöne Äußerung von *Josef Hofmiller*: «Es ist kein Zufall, daß die Schweizer so schöne Kindergeschichten schreiben: sie sind keine Großstädter. Ein Kind in der Großstadt weiß überhaupt nicht, was das heißt: Kind sein. Kind sein heißt auf Wiesen spielen zwischen Gräsern und Bäumen, Vögeln und Schmetterlingen, mit einem unendlich ausgespannten blauen Himmel, in einer großen Stille, in der das Krähen des Nachbarhahns ein Ereignis ist, das Läuten zum Englischen Gruß, das Knarren einer Radachse. Kind sein heißt die Jahreszeiten miterleben, den ersten Schnee, den ersten Huflattich, das erste Barfußlaufen, Kirschenblut und Kirschenernte, den Duft des blühenden Getreides und des trockenen Grases, das Kitzeln der Stoppeln an den nackten Sohlen, das frühe Anzünden der Lampe. Das andere ist Surrogat, ärmlich, eng muffig, eine Erwachsenenexistenz en miniature» (*Form ist alles*, Aphorismen zu Literatur und Kunst, München 1955, S. 71). «Kinder, spielt mit den Müllkästen!», wie es in der grausigen Karikatur Heinrich Zilles auf den Berliner Hinterhof heißt.

³⁾ Joachim Bodamer, *Gesundheit und technische Welt*, Stuttgart 1955, S. 203, eine Schrift, die unseren Unentwegten sehr ans Herz zu legen ist. Im selben Sinne ein anderer Arzt: R. Demoll, *Prometheus in Ketten — Für oder gegen die Natur*, 1954.

«à la taille de l'homme» sind. Hier hilft kein «Freiheitsbegriff», kein Sozialeudämonismus und kein Bannstrahl gegen «Reaktionäre» und «Romantiker».

Die Menschen reagieren darauf, indem sie sich dumpf unbehaglich, wenn nicht unglücklich fühlen. Vereinzlung, Leere und Gemeinschaftsverlust führen zu einem Minus an elementaren Glücksbedingungen normalen Menschentums. Das alles ist heute bekannt genug. Was aber bisher nur von wenigen gesehen worden ist, ist dies, daß alle diese Dinge — im Verein mit anderen noch nicht genannten — etwas hervorbringen, was die Feinfühligen schon seit langem als den eigentlichen Fluch unserer Zeit erkannt haben: die *Langeweile* als Produkt der heutigen Industrie- und Massengesellschaft, möge sie nun marktwirtschaftlich oder sozialistisch organisiert sein.

Von der Langeweile läßt Bernanos seinen Landpfarrer im Anfang seines «Journal d'un curé de campagne» als dem feinen Staub sprechen, der sich in unserer Zeit auf alles legt und gegen den sich die Menschen mit all ihrer aufgeregten Geschäftigkeit zu wehren suchen. Von ihr hat schon vor drei Jahrzehnten T. S. Eliot in einem Essay gehandelt, und sie ist ein bevorzugtes Thema der Satire von E. Waugh. Um so auffallender ist es, daß das Thema der Langeweile als Sozialphänomen, das an Wichtigkeit dem Thema der «Vereinzlung» als Folge der Massengesellschaft ebenbürtig ist, bisher von den Soziologen vernachlässigt worden ist. Außer einem ausgezeichneten Kapitel in dem Buch des amerikanischen Sozialphilosophen Russell Kirk «A Program for Conservatives» (Chicago 1954) ist mir keine eindringende wissenschaftliche Behandlung des Problems bekanntgeworden.

Da dieser Aufsatz die Lücke nicht ausfüllen, sondern bestenfalls nur das Problem und seine Wichtigkeit deutlich machen kann, so muß ich mich mit einigen wenigen Hinweisen begnügen. Als Motto tut dabei die nachstehende Bemerkung gute Dienste, die der Ethnologe W. H. R. Rivers in seinen «Essays on the Depopulation of Melanesia» zu machen weiß: «Die Eingeborenen dieses unglücklichen Archipels sterben vor allem deshalb aus, weil die ihnen aufgezwungene ‚Zivilisation‘ sie jedes Interesses am Leben beraubt hat. Sie sterben an purer Langeweile. Wenn erst jedes Theater durch hundert Kinos ersetzt ist, jedes Musikinstrument durch hundert Gramophone, jedes Pferd durch hundert billige Automobile, und wenn die Fortschritte der Elektrizität es jedem Kind ermöglicht haben, vor dem Einschlafen seine Märchen aus einem Lautsprecher zu hören, wenn die Anwendung der Wissenschaften alles Erdenkliche mit den Rohstoffen der Erde angestellt hat, um das Leben so angenehm wie möglich zu machen, dann sollten wir uns nicht wundern, wenn

die Bevölkerung der gesamten zivilisierten Welt dem Schicksal der Melanesier folgen sollte⁴).»

Diese temperamentvolle Äußerung wird auch dem, der sie nicht wörtlich nimmt, die allgemeine Richtung weisen, in der die Ursachen der Langeweile als Sozialphänomen zu suchen sind, Ursachen von im einzelnen sehr subtiler Art. Für eine erste Annäherung wird es ausreichen, wenn wir auf folgende Ursachengruppen hinweisen.

Zum ersten leuchtet es ein, daß die der modernen Massengesellschaft eigenen Erscheinungen des Gemeinschaftsverlustes, des Schwundes an Mannigfaltigkeit und Spontaneität, der Leere und der «Vereinzelung» Langeweile als — natürlich oft krampfhaft versteckte — Massenreaktion hervorzurufen geeignet sind.

Zum zweiten ist der das Leben verödenden Wirkung des Utilitarismus, Okonomismus und Materialismus zu gedenken. «Eine Gesellschaft, die den materiellen Genuß zum Mittelpunkt aller Dinge macht, wird zugleich ungeheuer produktiv und ungeheuer steril, satt und hungrig, geschäftig und unermesslich gelangweilt sein⁵).»

Zum dritten sind die Folgen des die Antriebe lähmenden, ein-ebnenden und die Freude an der erfolgreichen Selbstbehauptung zerstörenden Wohlfahrtsstaates zu nennen. «Ich fürchte», so hat vor kurzem der amerikanische Nestor der heutigen Kunsthistoriker, Bernard Berenson, an seinem 90. Geburtstage erklärt, «die Atombombe nicht. Wenn unsere Kultur bedroht ist, so viel eher durch die Langeweile, die sich aus dem totalitären Wohlfahrtsstaat und aus der Verdrängung des individuellen Betätigungsdranges und der Lust zu Wagnissen ergibt⁶).» Dazu gehört, daß die Schweden, einst für ihre sprühende Lebenslust bekannt, heute im Paradies des Wohlfahrtsstaates sich durch ungewöhnlich hohe Selbstmord- und Abtreibungsziffern auszeichnen⁷).

Zum vierten ist die geradezu unheimliche Kraft zu erwähnen, mit der unsere moderne Industrie-, Stadt- und Massenzivilisation Schönheit, Würde, Harmonie und Poesie zu zerstören weiß, so sehr, daß der Amerikaner R. Borsodi sie in seinem so betitelten Buch als «The Ugly Civilization» hat bezeichnen können. Die moderne Beton-, Benzin- und Reklamewelt ist aus Gründen, die eingehende Untersuchung erfordern, geeignet, uns gewisser unentbehrlicher seelischer

⁴) Zitiert nach Kirk, a. a. O., S. 104. Da wir gerade bei «Eingeborenen» sind: ahnen unsere Antirömantiker, welche Rolle in der verhängnisvollen Entfremdung der farbigen Völker vom Westen ihre Abneigung gegen das spielt, was sie den westlichen «Materialismus» nennen?

⁵) Colm Brogan, *The Democrat at the Supper Table*, London o. J., S. 171.

⁶) *New York Times* vom 27. Juni 1955.

⁷) Man vergleiche dazu, was Kirk (a. a. O., S. 304) über Erfahrungen mit schwedischen Ferienkindern zu berichten weiß, sowie einen Bericht der Schweizerischen Politischen Korrespondenz vom 7. Juni 1956.

Vitamine zu berauben, der «unbought graces of life», wie sie Edmund Burke genannt hat, — im Namen eines technisch-sozialen Rationalismus, dem alles Gewordene, Ungeplante, Wildwachsende, Kunterbunte, nicht nach meßbaren Wirkungen Fragende im Wege steht.

Wie lange wird die Landschaft und der Kern unserer Städte diesem Reiffrost standhalten? Wie stark ist der Widerstand gegen die unserer Zeit würdige Idee einer synthetischen Reißbrettstadt? Wie lange werden die deutschen Autobahnen gegen den Druck der Reklameinteressenten geschützt werden können? Das Land unserer Reisesehnsucht — *Italia Diis sacra* — hat sich heroischerweise zu dem Experimentalbeweis hergegeben, daß es bei einiger Anstrengung möglich ist, selbst eines der schönsten Länder unaussprechlich häßlich zu machen, soweit die Reklameorgien und die Ode der Industrievorstädte reichen. Man sehe doch auch, welche Feste unsere Zeit erfindet und was sie aus den alten, schönen Festen macht! Im «Muttertag» wird die unantastbarste menschliche Beziehung zum Mittel der Umsatzsteigerung gemacht. Der «Vatertag» ist unvermeidlicherweise gefolgt, ohne daß wir sicher sind, die Liste solcher Erfindungen erschöpft zu haben, und wenn wir nicht glücklicherweise genau das Gegenteil wüßten, würden wir nach den heutigen Formen des Weihnachtsfestes vermuten, daß auch diese Peitsche des Kommerzkreisels der modernen Werbetechnik entstammt. Wie kann man sich da wundern, daß die Welt immer langweiliger wird!

Romantik? Ganz gewiß, wenn man darunter den Widerstand gegen die Zerstörung von Würde und Poesie, der «unbought graces of life», versteht, und zu diesem Widerstand sollten wir uns rückhaltlos bekennen, ohne uns durch unweise Neunmalkluge einschüchtern zu lassen. Sie ändern nichts an einigen ganz elementaren Tatbeständen, auf die es keine Erwiderung gibt. Kann man leugnen, daß man, wie sich der Amerikaner Lippmann einmal ausgedrückt hat, sein Herz zwar an das geißblattberankte Häuschen seiner Jugend hängen, aber nicht Heimweh nach einer neon-beleuchteten Tankstelle haben kann? Will man bestreiten, daß, wer Weihnachtskarten vertreiben will, die, wie sentimental auch immer, zum Gemüt sprechen sollen, uns verträumte Städtchen mit lustigen Pferdeschlitten vorführt, aber keine Autos und Tankstellen einer von Reklame flimmernden Betonwürfelstadt? Und kann man sich auf dem bekannten Bilde Segantinis «Pflügen im Oberhalbstein» im Vordergrund statt der Pferde einen Traktor vorstellen? Will man nicht lieber über solche und andere Dinge nachdenken, statt sie hochmütig zu belächeln?

Kein Zweifel: was in den Menschen unserer Zeit rumort, ohne daß sie sich immer recht darüber klar wären, ist die Langeweile

einer entzauberten, entleerten, der Sprungfedern beraubten Welt. Die Langeweile vielleicht noch mehr als die Angst, und es wäre sogar zu fragen, ob die Angst und die Philosophie der Angst nicht eher ein Produkt der Langeweile sein könnten. Hinter der Fassade der modernen Welt steht neben dem faustischen Gespenst der Sorge ein anderes, das dem alten Faust erspart geblieben war: die graue Langeweile, und wenn man das erst einmal erkannt hat, zerbröckeln ganze Philosophien des Modernismus und Progressismus wie mürber Zunder. Ist es nicht die Langeweile, die uns wie unerlöste Seelen umhertreibt und uns nach allem greifen läßt, was sich als Füllmaterial in das große Loch unseres Lebens stopfen läßt?

Noch einmal kehren wir zu Burke und den «unbought graces of life» zurück. Der Ausdruck findet sich an einer berühmten Stelle seiner «Reflections on the Revolution in France», dort, wo wir den anderen Satz lesen: «But the age of chivalry is gone. That of sophisters, oeconomists and calculators has succeeded.» Wollen wir Burke nicht beweisen, daß er den Ökonomen unrecht getan hat? Wollen wir nicht gehörige Distanz nehmen von den Sophisten und Kalkulatoren? Was nützt aller materieller Wohlstand, wenn wir die Welt gleichzeitig immer häßlicher, lärmender, gemeiner und langweiliger machen und die Menschen den moralisch-geistigen Grund ihrer Existenz verlieren? Der Mensch lebt eben nicht von Radios, Autos und Kühlschränken, sondern von der ganzen unkäuflichen Welt jenseits des Marktes und der Umsatzziffern, von Würde, Schönheit, Poesie, Anmut, Ritterlichkeit, vom Unberechnenden, über den Tag und seine Zwecke Hinausweisenden, von Gemeinschaft, Lebensbuntheit, Freiheit und Selbstentfaltung. Umstände, die ihm das verwehren oder erschweren, lassen keine leichtherzige Rechtfertigung zu.